

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 35.

Freitag, 11. Februar.

1916.

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Fürst Karl Max von Alburg-Wiesenheim saß arbeitend an seinem Schreibtisch. Es herrschte bereits Dämmerlicht in dem großen, mit dunklen Ledermöbeln ausgestatteten Arbeitszimmer, und der Fürst hatte auch die Feder längst niedergelegt, sich bequem in seinen Ledersessel zurückgelegt und rauchte. Er war ein aufsteigend schöner Mann trotz seiner grauen Haare, und sein vollkommen regelmäßig geschnittenes, bartloses Gesicht ließ nicht erkennen, daß er bereits in den Fünfzigern war.

Jetzt drückte er auf den Knopf an seinem Schreibtisch und fast unhörbar erschien ein alter Diener auf der Schwelle zum Nebenzimmer: „Durchlaucht befehlen?“

„Ich lasse Prinzessin Anne-Marie herunter bitten.“

Es dauerte eine geraume Zeit, bis sich ein leichter Schritt im Korridor hören ließ und die Prinzessin nach einem kurzen Anklopfen ins Zimmer trat. Sie war sehr groß und schlank, und ihr Gesicht hatte unverkennbare Ähnlichkeit mit dem ihres Vaters, aber trotzdem war es kaum hübsch zu nennen, denn ihm fehlte das edle Gleichmaß der Züge, die Nase war etwas zu lang, die Wangen zu hager, und nur die großen, grauen, etwas verschleierte Augen mit den dunklen Wimpern und Brauen waren wirklich schön.

Sie war sehr blaß und es lag etwas Angstliches in ihrer Stimme, als sie fragte: „Du wünschst, lieber Vater?“

Der Fürst wies auf den Lehnstuhl zur Seite seines Schreibtisches: „Setz dich dorthin, Anne-Marie, ich möchte etwas Ernstes mit dir besprechen. — Es wird dich kaum überraschen“, fuhr er dann fort, „daß Fürst Weerbach bei mir um deine Hand anhält, es war nach seinem Benehmen in den letzten Monaten nicht anders zu erwarten“ — er hielt einen Augenblick inne, wie, um seiner Tochter Zeit zu geben, eine Ausrufung zu machen. Als sie stumm blieb und nur seltsam bleich und starr vor sich hinsah, nahm seine Stimme einen härteren Klang an, als er sagte: „Und er ist von uns allen ja auch zu seinem Antrag ermutigt worden.“

Es ging wie ein Ruck durch Anne-Maries Gestalt, und ihre Stimme war hart und klar wie die ihres Vaters, als sie sagte: „Verzeih, lieber Vater, dieses „am“ kann sich nur auf dich und die Fürstin beziehen, ich selbst habe dem Fürsten stets vollständige Gleichgültigkeit, ja Ablehnung gezeigt.“

Die Adern auf des Fürsten Stirn schwellen an, nur mühsam beherrschte er den Zorn, den seine Umgebung fürchten gelernt hatte und in dem es ihm nicht darauf ankam, irgendeinen kostbaren Kunstgegenstand gegen die Wand zu schmettern oder mit der Reitpeitsche nach seinen Dienern zu schlagen.

„Dann Glück hat Fürst Weerbach dein Benehmen nicht als Ablehnung aufgefaßt. Du bist 25 Jahre alt und hast noch niemals einen Antrag bekommen, du bist arm und nicht hübsch, du kannst Gott auf den Knien danken, daß sich jetzt diese in jeder Beziehung vorzüg-

liche Partie dir bietet, ich müßte dich für wahnsinnig halten, wenn du auch nur den Gedanken haben könntest, sie abzulehnen.“

Derselbe Zug unbeugbaren Willens, der für das Gesicht des Fürsten charakteristisch war, lag auf dem Gesicht seiner Tochter. Ohne Wimperzucken kam die Antwort: „Ich lehne den Antrag des Fürsten ab, ich werde ihn auf keinen Fall heiraten.“

Mit voller Wucht schlenkerte der Fürst das schwere Papiermesser, mit dem er gespielt hatte, auf den Schreibtisch zurück, so daß es dort von dem Tintensatz abprang und in weitem Bogen ins Zimmer flog.

„Und wie denkst du dir deine Zukunft?“ schrie er die Tochter an. —

Prinzessin Anne-Marie wurde noch um einen Schein bleicher: „Ich wollte dich bitten, lieber Vater, mir zu gestatten, in München, Berlin oder Dresden für mich allein zu leben — ich verlange keinerlei pekuniäre Opfer von dir, ich würde mit dem auskommen, was du mir gibst. Ich bin ein selbständiger Charakter, ich — —“

„Wahnsinnig bist du!“ Der Fürst war aufgesprungen, sein Gesicht war verzerrt vor Wut, und bei jedem Wort bekräftigend mit der Faust auf die Schreibtischplatte schlagend, schrie er die Tochter an: „Entweder du heiratest den Fürsten oder du bleibst hier. Nie — niemals werde ich die Erlaubnis zu irgendwelchen Extravaganzen deinerseits geben. Das fehlte auch noch. Ich habe keine Lust, der Welt durch ein Mitglied meines Hauses Stoff für Zeitungsartikel zu liefern! Und solltest du je wieder solche wahnsinnige Idee haben wie vor sechs Jahren, als du dir einbildetest, diesen — diesen unverschämten Lärmel von Hauslehrer zu lieben, so werde ich dafür sorgen, daß du unschädlich gemacht wirst, da kannst du sicher sein. Ich lasse mich und unser Haus nicht lächerlich machen. Hier herrscht nur ein Wille, und das ist meiner.“

Auch die Prinzessin hatte sich erhoben und stand jetzt ihrem Vater gegenüber, ihre Augen sahen ihn kalt an: „Hast du mir sonst noch etwas zu sagen, ich möchte mich entfernen.“

„Du hast zu bleiben, bis ich dir erlaube, zu gehen“, seine Stimme überschlug sich fast. „Ja, ich habe dir noch etwas zu sagen. Du hast es nicht verstanden, dir eine zweite Frau zur Freundin zu machen. Von jetzt an werde ich darüber wachen, daß du ihr mit aller ihr gebührenden Hochachtung gegenübertrittst und ihr den schuldigen Gehorsam erweist. So, jetzt kannst du gehen.“

Und während Prinzessin Anne-Marie ruhigen Schrittes über den Korridor ging, an dem zitternden Kammerdiener ihres Vaters vorbei, hörte man den Fürsten in seinem Arbeitszimmer hastig auf- und abgehen, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn etwas heftig erregte.

Gerade noch bis sie in ihrem Zimmer angekommen war, hielt Prinzessin Anne-Maries Fassung stand. Dort sank sie in den Lehnstuhl am Fenster, barg das Gesicht in beiden Händen und weinte bitterlich.

Ihre ganze unglückliche Jugend und Kindheit zog an ihrem Geiste vorüber. Sie dachte an ihre innigste, verstorbene Mutter, die so selten gelächelt und so oft vertehrte Augen gehabt, sie sah sich selbst an der Hand ihres Bruders bitterlich schluchzend ihrem Sarge folgen und gedachte mit Schauern der schrecklichen Zeit, die nun folgte. An die Gouvernanten und Hofmeister, die so schnell wechselten, weil keiner von ihnen das Leben auf dem einsamen Schlosse und unter dem hochmüthigen, fürstlichen Herrn für längere Dauer ertragen wollte, bis jener junge Doktor der Philosophie als Lehrer Karl Friedrichs und auch der übrigen in mehreren Fächern in ihr Leben trat, der den beiden einsamen, jungen Menschen ein wahrer Freund wurde, der ihnen geholfen, sich zu vollwertigen Menschen zu entwickeln, sie mit Begeisterung für Hohes und Schönes, mit Abscheu vor Niedrigem, Schlechtem und Kleinlichem erfüllte, sie erst das Leben hatte begreifen lehren.

Als ihre junge, schwärmerische Mädchenliebe hatte Heinrich Weber gehört, der doch niemals gewagt, ein Wort von Liebe zu ihr zu sprechen. Sie war 16 Jahre damals, ihr Bruder 18, als jener furchtbare Auftritt stattfand, der dem glücklichen Zusammenleben ein Ziel setzte. Eines geringfügigen Anlasses wegen war ihr Vater in großen Zorn gegen Karl Friedrich geraten, er hob die Reitpeitsche gegen den Sohn, Doktor Weber warf sich dazwischen, und in der Eizere, die nun folgte, sagte der junge Gelehrte in aller Ruhe dem Fürsten Dinge, die er wohl noch nie zu hören bekommen. Sich vor Wut nicht fennend, wies der Fürst ihm die Thür, noch in derselben Stunde mußte er das Schloß verlassen. Und da geschah das, was Anne-Marie heute selbst nicht mehr begriff — sie warf sich dem Vater zu Füßen, sie flehte ihn an, dem jungen Mann zu verzeihen — sie vertief ihre Liebe.

Sie wußte, daß damals nicht viel daran gefehlt, daß der Vater sie in eine Nervenheilanstalt gesperrt. Sie wurde für die nächsten Jahre gehalten wie eine Gefangene, von Weber hörte sie nie wieder etwas, Karl Friedrich wurde mit einem alten, steifen Haushofmeister für einige Semester auf die Universität und später auf Reisen geschickt.

Der einzige Lichtblick in den trostlosen drei Jahren, die dann folgten, war die Zeit, wenn ihr Bruder, der einzige Mensch, der ihr nun nahestand, zu Hause weilte.

Als sie 19 Jahre alt geworden, ließ der Vater ihr etwas mehr Freiheit, sie wurde an befreundete Höfe zu Besuch geschickt, es wurde Umschau für sie gehalten nach einem passenden Gatten, aber es fand sich keiner, der für das ernste, stille, unscheinbare Mädchen Interesse gehabt.

Anne-Marie aber hatte das Glück, während eines längeren Aufenthaltes bei ihrer Tante, Gräfin Wilsch, in der Prinzessin Christine von Trachenberg eine Freundin zu finden. Und diese Freundschaft hatte standgehalten, auch nachdem Christine Fürstin Naupach geworden und nach unglücklicher dreijähriger Ehe nun als Witwe mit ihrem kleinen Sohn auf Schloß Naupach lebte. Ofter war sie wochenlang bei ihr zu Besuch gewesen und Christine hatte oft den Wunsch geäußert, sie ganz bei sich zu haben, aber das hätte ihre Schwiegermutter, die alte Fürstin Naupach, mit der sie gezwungen war, zusammenzuleben, nie gestattet.

Christine, schon mit 14 Jahren Witwe geworden, war einsam und unglücklich wie Anne-Marie, aber sie hatte doch wenigstens in der Erziehung ihres Kindes einen Lebenszweck, sie war pekuniär unabhängig und nur die Schuld ihrer eigenen Nachgiebigkeit und Schwäche war es, die der Mutter ihres Mannes die herrschende Stellung im Hause überließ.

Anne-Marie aber sah ihre Jugend schwinden, ohne daß sie je wirklich jung und froh gewesen wäre, sie fühlte ihr Leben als nutz- und zwecklos und sah nirgends einen Ausweg aus der Enge und Tyrannei daheim.

Früher waren wenigstens durch die häufige Abwesenheit des Vaters Tage und Wochen für sie gekommen, in denen sie mehr ihren eigenen Neigungen leben konnte, seit er aber vor drei Jahren zum zweiten Male

geheiratet hatte, eine Frau, die um ein Jahr jünger war als seine Tochter, wurde auf Schloß Wiesenheim richtig Hof gehalten, Feste, Vergnügungen, Jagden wechselten miteinander ab, fast stets war Logierbesuch anwesend, und der Fürst wünschte, seine Tochter an der Seite der Stiefmutter zu sehen.

Was niemand für möglich gehalten, trat ein: die junge Fürstin beherrschte ihren Gatten vollständig, ihr gegenüber war er sanft und fügsam, ja er fürchtete ihre Launen und gab all ihren Wünschen nach.

Prinzessin Anne-Marie hatte ihre Kammerjungfer heruntergeschickt mit einer Entschuldigung, daß sie nicht zum Abendessen in den Speiseaal käme, weil sie Kopfwohl habe, und Luise hatte ihr den Teetisch in ihrem Wohnzimmer gerichtet. Sie nahm auch eine Tasse Tee und saß dann im schwachen Lichtkreis einer grünbesäimten Lampe zurückgelehnt in ihrem Sessel, die schmalen Hände im Schoß verschränkt. Ihre Blicke wanderten fast unbewußt durch den halbgroßen behaglichen und eleganten Raum — sie hatte ihn sich geschaffen, den einzigen Ruheort, an den sie sich geflüchtet hatte in all diesen schweren, einsamen Jahren. Und während ihre Blicke von einem Bild zum anderen, von einem Möbelstück zum anderen gingen, ließ sie ihn wieder in seiner ganzen Behaglichkeit und Traulichkeit auf sich wirken.

Wohl war, wie so oft schon nach Kämpfen — lauten und leihen — auch heute etwas wie Frieden in diesem Raum über sie gekommen, aber — dieses Mal wußte sie es genau: solcher Frieden war nicht echt — ihm war nicht zu trauen, Kampf und Streit und tägliche kleine Nadelstiche brachten ihn doch immer wieder zum Schwanken. Und das ertrag sie nicht länger! Frieden und Ruhe aber wollte sie haben um jeden Preis, und dieser Preis — das wußte sie heute genau — war ihr Vaterhaus. Trotz allem und allem — sie hatte doch an ihm gehangen in dem Gefühl, daß es ihr Schutz bot! Schutzlos sein! Sie, Prinzessin Anne-Marie von Illburg-Wiesenheim, das war bisher undenkbar gewesen!

Heute wußte sie, daß ihr dieses Haus und Namens Schutz nichts mehr bedeutete. Heute kam die Ahnung über sie, daß, trotz aller Vorurteile, die ihr Rang und Stand noch um sie wach, sie selbst ihr eigenes Leben leben, daß sie sich selbst Schutz sein mußte.

Nicht umsonst hatte ihr kluger, geweckter Geist in Zeitungen, Fachschriften und Büchern die Fortschritte verfolgt, welche die selbstständigen Frauen im Beruf und Erwerb machten. Auch Frauen aus hohem Hause! Da waren Gräfinnen, Künstlerinnen, Doktorinnen, Schriftstellerinnen, da galt in der Welt der Arbeit und der Tat nicht Rang und Namen, sondern Fleiß und Streben und Erfolg!

Eine Frau der Arbeit!

Die grauen leise verschleierten Augen leuchteten fast — ja, wer in Gottes Welt konnte denn Prinzessin Anne-Marie von Illburg-Wiesenheim, der das Vaterhaus keine Seelen- und Herzensheimat mehr bot — abwehren, eine Frau der Arbeit zu werden? Nicht als Prinzessin! Ihr Name würde ja doch hinderlich sein, ganz einfach als Fräulein Anne-Marie von Wiesenheim.

Der Gedanke, den sie klar und logisch ausspann, hatte gar nichts Abenteuerliches oder Unmögliches für sie. Sie würde nach Berlin gehen. Einige tausend Mark, ein Patengeschenk, standen ihr zur Verfügung, sie waren in einem Bankhaus der nahen größeren Stadt deponiert, sie würde sie erheben lassen und sich damit erst ein Heim schaffen. Sollte nicht Christine Naupach ihr von einer guten Pension gesprochen, wohin ihre bewährte, jetzt verstorbene Erzieherin sich zurückgezogen, die in Berlin Sprachstudien gegeben hatte? Die Adresse hatte sie aufgeschrieben. Das war das erste, dann ihre Sachen — sie würde sie durch Luise einpacken lassen, um — ja, um zu Christine Naupach zu reisen — aber ihr Ziel war nicht Schloß Naupach, sondern das fremde, große Berlin, in dem sie nur ein- oder zweimal gewesen — in einem der ersten elegantesten Hotels mit dem Vater, als Fürstin Agnes noch nicht ihre Stiefmutter geworden,

Und dann — ein müßiges Leben wollte sie nicht führen, konnte es ja auch nicht — sie mußte also in die Reihen der erwerbenden Frauen eintreten. Ob das schwer war?

Sie kann einen Augenblick nach. Ja — konnte sie denn überhaupt etwas? Sie konnte natürlich sicher Französisch und Englisch sprechen — vielleicht reichte es zum Übersetzen von Novellen und Romanen aus?

Sie hatte ja keine Ahnung, wie das alles in Wirklichkeit gehandhabt wurde!

Und dann! Sie konnte doch malen. Ihr Maler talent war oft bewundert worden — sie hatte Postkarten gemalt, Leisezeichen, Lampenschirme und Tischkarten, wenn Gäste da waren, und man hatte ihre Ideen, noch zu der letzten großen Jagd, ganz eigenartig gefunden. Sie nahm sich vor, nun noch eingehender die Notizen und Berichte der Zeitungen zu studieren, die Nachrichten über die Erfolge der Frauenarbeit brachten.

Sie lieb die elektrische Wand- und Deckenbeleuchtung aufflammen — ja — sie war entschlossen, von morgen an begannen die Vorbereitungen zum Fortgehen.

Denn, daß sie ging, das stand jetzt fest für sie, und einmal entschlossen, fand ihr Herz und Geist auch die Ruhe zur Tat. Sie ging, weil sie nicht anders konnte und weil sie, je länger, desto mehr fühlte, wie immer fremder und immer kälter ihr das Vaterhaus wurde. An nichts hing sie hier — nur an der Gruft im Park, wo man die Mutter bestattet hatte. Und — am Bruder.

Aber des Bruders Heimat war vorläufig auch nicht hier — und sie konnte in der Selbstständigkeit ihres Charakters ihren Weg nicht zu dem des Bruders machen. Wenn seine Liebe zu ihr noch dieselbe warme war, wie früher, dann verstand er sie, und wenn nicht — nun, so mußte sie eben in der Wehnut des Unverstandenseins auch seiner gedenken.

So hatte die starke und mutige Seele Anne-Maries auch heute nicht vergeblich um den Frieden gerungen, aber es war um einen großen Preis gegangen: das Aufgeben des Vaterhauses, um den Entschluß, ein Leben der Arbeit in der Fremde zu beginnen.

(Fortsetzung folgt.)



Was du Gutes tust — davon
Weiß der Nachbar nichts zu sagen;
Was du Schlechtes tust — kannst du
Gleich bei jedermann erfragen.

Knorp.

Technische Kriegsphantasien.

Neben den zahlreichen Erfindungen auf Kriegstechnischem Gebiete, die namentlich in den letzten Friedensjahren und im Verlauf des Weltkrieges geschaffen und erprobt wurden, ist es in dieser Zeit der modernsten Kriegsmaschinen interessant, die eigenartigsten jener zahlreich in Angriff- und Verteidigungsmittel zu betrachten, die niemals zur Ausführung gelangen und am besten als technische Kriegsphantasien bezeichnet werden. Unter dieser von Hanns Günther im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ zusammengestellten Kriegstechnischen Phantasien findet man die unglaublichsten Vorschläge und sonderbarsten Ideen. So wurde bereits vor Jahren von einem französischen Erfinder eine „Entwaflungsmaschine“ vorgeschlagen, bei der die Magnetkraft zur Unsichtbarmachung eines ganzen Heeres verwendet werden sollte. Es handelte sich um in gewaltigen Dimensionen zu bauende Rammomagnet, die aus der Entfernung wirken und die metallenen Batterien durch ihre Anziehungskraft sozusagen den Händen der Bedienungsmannschaften entreißen sollten. Ein anderer Erfinder aber überbot diese Idee, indem er Vakuumfänger bauen wollte, die, auf die feindlichen Dörfer gerichtet, Mann, Ros und Geschütze einsaugen sollten. Häufig sind solche unsinnigen Ideen unter dem Mantel der Wissenschaft vorgebracht worden, um hochaplerischen Zwecken zu dienen. So behauptete vor etwa zwei Jahren der Italiener Aliv, er habe „infraviolette Strahlen“ erfunden, mit deren

Hilfe es möglich sei, aus großen Entfernungen Sprengstoffe zur Explosion zu bringen. Das italienische Kriegsministerium fiel auf diesen Schwindel-Erfinder auch herein, und das Ende war ein nicht sehr rühmliches Gelächter in der ganzen internationalen Presse. Die meisten Erfinder der in Frage stehenden kriegstechnischen Phantasien meinten es aber ehrlich und glaubten an die Ausführbarkeit ihrer unmöglichen Pläne. In die Reihe dieser „fast fertiggestellten“ Erfindungen gehört auch das Betäubungs- oder Schlafgeschloß des Amerikaners Humphrey. Dieses Projektil — ein Infanteriegeschloß — sollte in seinem Stahlmantel dünne Risse oder Rillen haben, die zur Aufnahme von Morphinum bestimmt waren. Bei einer Verwundung durch dieses Geschloß sollte das Morphinum in den Körper übergehen und den Betroffenen in Schlaf versenken. Eine andere amerikanische Kriegsphantasie ist das sogenannte unsichtbare Torpedoboot. Dieses Boot sollte aus zwei Teilen bestehen: aus einem zigarrenförmigen Anhang tief unter der Wasserlinie, der alle lebenswichtigen Teile, die Brennstoffbehälter, die Maschinen und die Torpedorohre enthalten sollte; und aus dem über Wasser liegenden Schiffsrumpf mit Deck, Schornsteinen, Kommandobrücke usw. Der über Wasser liegende Rumpf sollte in kleine, mit Zellulose gefüllte Kammern gegliedert sein. Da die Zellulose die Eigenschaft hat, im Wasser aufzuquellen, sollte sie alle in die Ecken des Rumpfes geschlagenen Löcher sofort wieder zustopfen, und so sollte der Rumpf den Anhang aller Beschädigung zum Trotz ruhig forttragen können. Doch auch dieser Plan fand niemals eine Ausführung, da die Voraussetzungen nicht stimmen.

Auch die „Unterseebootnachts“ haben keine besseren Erfolge gehabt. Es handelt sich um eine Erfindung, die auch die großen Schlachtschiffe tauchfähig machen soll. Die Schiffe sollen im gewünschten Augenblick durch eine besondere Vorrichtung wasserdicht verschlossen werden, und das ganze Schiff soll mit den vergrößerten Mitteln eines Tauchbootes unter Wasser gebracht werden können. Auch in diesem Fall ist es bisher bei der Absicht geblieben, ganz abgesehen davon, daß ein Schiff unter Wasser nur mit Elektromotoren betrieben werden kann, und daß es Schwerölmotore von der hier geforderten Leistungsfähigkeit bis jetzt nicht gibt. Die Phantasie der Engländer und Franzosen wurde ganz besonders durch die deutschen U-Boote und Luftschiffe angeporrt und drehte sich demnach hauptsächlich um Abwehrmittel gegen die genannten Kriegswaffen. Französische Ursprung ist der Hordapparat, der die Annäherung deutscher U-Boote veraten soll. Es handelt sich um eine Art Unterwasser-Schallsignal-Empfangsstation, bestehend aus einer Anzahl halbkreisförmig angeordneter Mikrophone. Jedes dieser Mikrophone ist durch einen Kabel mit der Landstation verbunden. Auf dieser Station befindet sich ein Kasten, der mittels Fernhörer auf die von dem im Wasser befindlichen Mikrophon aufgenommenen und durch das Kabel weitergegebenen etwaigen Geräusche horchen soll. Auf diese Weise soll das Nahen eines Unterseebootes an die Küste auf große Entfernung festgestellt werden. Doch diese Erfindung erwies sich in der Praxis ebenso wenig brauchbar wie die englische Unterseebootfalle. Diese besteht aus einem Eisenring von 8–10 Meter Durchmesser, der mehrere Meter unter der Wasserlinie an einer Schwimmboje hängt, die zur Abgabe von Rauch- und Lichtsignalen eingerichtet ist. Aber dies sind an dem Eisenring eine Anzahl herunterhängende lange Tawe befestigt. Wenn das Unterseeboot in den Eisenring fährt, soll hierdurch der Lichtsignalapparat in Tätigkeit gesetzt werden, um Wachboote und Zerstörer herbeizurufen. Gleichzeitig sollen die durch die Saugwirkung des Propellers emporgewirbelten Tawe sich um die Schraube wickeln und diese festhalten. Wie gesagt, blieb es auch hier bei der Phantasie. Zum Schluß sei noch eine englische Phantasie zur Abwehr von Zeppeleinangriffen erwähnt. Es handelt sich um die Luftminen des Militäringenieurs Simmons. Der ganze Luftraum über der von Zeppelein bedrohten Örtlichkeit soll mit kleinen Zesselballons besetzt sein, die mit einer vom Erdboden aus elektrischen und zündenden Sprengladung versehen sind. Wenn das angreifende Luftschiff diesem schwebenden Minenfeld genügt nahe gekommen ist, sollen die Ladungen entzündet werden. Die beiden Hauptfehler, die diese Idee unmöglich machen, sind sofort zu erkennen. Erstens ist das Minenfeld in der Luft für die Mannschaft des Luftschiffes auf große Entfernung sichtbar und zweitens kann es durch Beschädigung vom Luftschiff aus zur Explosion gebracht werden, womit der Weg frei ist.

Aus der Kriegszeit.

Der „englische Baedeker“. Wir bereits aus London berichtet wurde, beabsichtigen die dortigen englischen Redakteure des bekannten Baedeker-Verlages einen „englischen Baedeker“ heranzugeben, nachdem sie die Verlagsrechte der englischen Murray- und Macmillan-Reisehandbücher erworben haben. Der Name Baedeker ist in Deutschland längst zu einem geflügelten Wort geworden. Wir lesen im „Büchmann“ darüber folgendes: „Einen vorzüglichen Cicerone nennen wir einen „Baedeker“, weil der Koblenzer Buchhändler Karl Baedeker (1801 bis 1859) im Jahre 1835 Prof. J. A. Meias „Rheinreise von Mainz bis Köln, Handbuch für Schnellreisende, Koblenz, Nr. 1835“ in zweiter Auflage unbenutzt herausgab und dieses Buch der Vorläufer der jetzt allbekannten Baedeker'schen Reisehandbücher wurde.“ Daß der deutsche Name Baedeker im Büchmann bisher durch das Fremdwort „Cicerone“ erklärt wurde, war natürlich nur vor diesem Kriege in Deutschland möglich; in der nächsten Auflage des sonst so vortrefflichen und zuverlässigen Werkes wird die Erklärung voraussichtlich ein wenig anders lauten. . . Karl Baedeker stammte aus Essen; er war der Sohn des dortigen Buchhändlers Gottschalk Friedrich Baedeker, der die noch heute seinen Namen tragende Essener Verlagsbuchhandlung begründet und der in erster Reihe nur Schulbücher herausgegeben hat. Karl Baedeker rief im Jahre 1827 in Koblenz einen eigenen Verlag ins Leben, in dem die bei Büchmann angeführte Rheinreise erschien. Bald darauf gab er von ihm selbst verfaßte Reisebücher für Belgien und Holland heraus. Da er mit diesem Erfolg hatte, widmete er sein Verlagsunternehmen fast ausschließlich diesem Gebiete. Es erschienen kurz nacheinander Reisebücher für Deutschland und Österreich, für den Rhein, für die Schweiz und für Paris. Die Bücher fanden in unserem Vaterlande schnell Anklang und Anerkennung; das Beste, was damals zu ihrem Lobe gesagt werden konnte, war, daß man ihnen „Grausgeher und Besitzer den „deutschen Murray“ nannte. Die englischen „Handbooks for Travellers“ Murrays galten damals für die unerreichten Muster von Reisehandbüchern. Daß der „Baedeker“ Murray überflügelt hat, liegt längst fest und wird auch hinlänglich durch die Tatsacheargetan, daß die von den bisherigen englischen Redakteuren des Baedeker-Verlages gegründete Gesellschaft, die den „englischen Baedeker“ herausgeben will, auch die Verlagsrechte der englischen Murray-Handbücher erworben hat. Der Weg der von der Bezeichnung „deutscher Murray“ zur Bezeichnung „englischer Baedeker“ führt, hat eine kulturgeschichtliche, ja weltgeschichtliche Bedeutung. Dieser eine Fall zeigt uns auf das allerdeutlichste die Beweggründe erkennen, die England mit immer größerer Feindschaft gegen Deutschland erfüllt und es zur Aneignung des Weltkrieges gegen den verhassten und überlegenen Konkurrenten getrieben haben. Die Weltfirma Karl Baedeker, die schon längst ihren Sitz von Koblenz nach Leipzig, der Zentrale des deutschen Buchhandels, verlegt hat, darf hinsichtlich der Konkurrenz des neuen englischen „Baedeker“-Unternehmens unbesorgt sein. Abgesehen davon, daß ihr Name in allen mit Deutschland nicht im Kriege stehenden Ländern geschätzt und geschätzt ist, wird es den englischen Nachahmern nicht so ohne weiteres gelingen, mit einem Schlage das zu ersetzen, was deutsche Organisationskraft, deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit in jahrzehntelanger mühevoller Arbeit geschaffen haben.

Die Nationalität der Bewohner der östlichen Adria. Einer der Hauptgründe, die Italien veranlaßt haben, seinem Verbündeten Österreich den Krieg zu erklären, ist bekanntlich der Wunsch, die Ostküste des Adriatischen Meeres, d. h. Istrien und Dalmatien, zu besitzen, um die Alleinherrschaft über die Adria, das „mare nostrum“, zu gewinnen. Mit der Einverleibung dieser Striche würde Italien eine ausgezeichnete, hafenreiche Küste gewinnen, die für die Ausbreitung von Handel und Verkehr sich viel mehr eignet als die italienische Ostküste, die von der Adria bespült wird. Die Italiener, schon genug ihre wirtschaftspolitischen Annahmen in einen Mantel ethischer und historischer Behauptungen zu hüllen, stellen die These auf, daß die Ostadriaküste ihnen als den Nachfolgern der Römer zuzähle. Außerdem seien die Küstenländer von einer lateinisch-italienischen Masse bewohnt. Diese Frage der Latinität der adriatischen Küste Österreich-Ungarns unterwirft nun Professor Georg Lukas (Graz) in „Pettermanns Mitteilungen“ einer eingehenden kritischen Beleuchtung. Er kommt zu dem Schluß, daß die römische Kultur nur an der Oberfläche gehaftet hat und sich auf ein paar Küstenorte beschränkte, während im gebirgigen Innern von Istrien und Dalmatien niemals von einem tiefgehenden kolonisierenden Einfluß Roms gesprochen werden konnte. Ebenso unwirksam sind die Ansprüche, die auf Grund einer angeblich außerordentlich starken Besiedelung des Landes durch

Italien erhoben werden. Von den 51,4 Millionen Einwohnern der Donaumonarchie waren nach einer Zählung im Jahre 1910 nur 743 000 Italiener. Fast die Hälfte davon, 392 000, leben in Tirol und Vorarlberg. An der östlichen Adria küste wohnen daher nur 400 000 Welsche, die sich ihrerseits im Norden zusammenhängen: in Görz-Gradiska 90 000, in Triest 119 000, Istrien 147 000; in Dalmatien aber leben nur 17 000, in Ungarn, Bosnien und Kroatien im ganzen nur 35 000 Seelen, welche letztere in der Hauptmasse die Hälfte von Fiume ausmachen. Dazu kommen allerdings noch ausgewanderte Reichsitaliener. Im Küstenland leben 60 000 Reichsitaliener, zum größten Teil arme Leute, deren Zahl durch die österreichische Duldung einerseits und die Begünstigung der Auswanderung durch die italienische Regierung andererseits sich jährlich vermehrt hat. In Triest gab es zu Beginn des Krieges 50. bis 60 000 Reichsitaliener. Dies ist einer der wenigen Orte, wo die Welschen mit 62,3 Prozent in der Mehrheit sind. In Dalmatien beschränkt sich das Italienerthum fast ganz auf die Hauptstadt Zara. Die Dalmatiner haben mit der italienischen Masse gar nichts zu tun; sie traten zwar eine Zeitlang als Italiener auf, aber nun gelten sie als das, was sie sind, nämlich als Serbokroaten. (h.)

Türkischer Weizen. Der Mais, der vielfach auch „türkischer Weizen“ genannt wird, ist ein wichtiges Volksnahrungsmittel, weil das Maismehl viel nahrhafter und ergiebiger ist als das Weizenmehl. Vor dem Kriege kam der Mais bei uns hauptsächlich als vollwertiger Ersatz für den Hafer, also zum Teil als Pferdefutter, in Betracht; seinen hohen Wert für die Ernährung der Menschen wußte man leider weniger zu würdigen. Im Süden Europas, in Italien und den Balkanländern, kennt man die Bedeutung des Mais als Volksnahrung schon längst zur Genüge. Dort gehören beispielsweise die aus dem Maismehl bereiteten Suppen, wie die bekannte Polenta, und andere Speisen zu der täglichen Volksnahrung. Der Mais stellt mit der Kartoffel und dem Tabak die drei wichtigsten Gaben dar, die Europa der Entdeckung der neuen Welt durch Christoph Kolumbus verdankt. Seinem Namen liegt ein Wort der Sprache der Eingeborenen von Haiti: mahis, zugrunde. Kolumbus brachte um das Jahr 1500 die Pflanze samt Körnern von ihr nach Spanien, und seine Landsleute benannten sie maíz. Von den Spaniern lernten sie die Franzosen kennen, die das Wort mais schrieben. Die deutsche Form „Mais“ zeigt, daß wir die Bekanntschaft mit dem neuen Getreide den Franzosen verdanken; noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts wurde das Wort Mais bei uns ganz allgemein zweifelhaft ausgesprochen. Auch in Italien fand der Maisanbau bald Verbreitung, und da die Frucht gewöhnlich aus Italien und Frankreich zu uns kam, nannte man sie bei uns auch „Welschkorn“. Die Venetianer ließen sich den Anbau des Mais in den Balkanländern und der Türkei angelegen sein; die Türken gaben ihm den Namen „Mukuruz“. Da auch von dort große Mengen über Ungarn nach Deutschland gelangten, so erklären sich daraus die beiden Bezeichnungen „türkischer Weizen“ und „Mukuruz“, die sich dafür noch in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes vorfinden. Aus der Benennung „türkischer Weizen“ braucht keineswegs geschlossen zu werden, daß man früher bei uns die Türkei für die Heimat der neuen Getreideart gehalten hätte. Das Wort „türkisch“ bezeichnete in den nordeuropäischen Sprachen einst allgemein Dinge, die aus dem Ausland stammten; so nennen die Engländer den Mais noch heute turkey-corn, und sie haben ferner dem Truthahn den Namen turkey-cock und dann einfach den Namen turkey gegeben, obwohl dessen Heimat Nordamerika ist. Ebenso sprechen wir heute noch vom türkischen Kleeber, vom türkischen Honig, vom türkischen Tüchern usw., obwohl es sich hierbei nicht um Dinge handelt, die ausschließlich türkischen Ursprungs sind. Die Heimat des sogenannten türkischen Kleebers ist z. B. Persien, aber die Türken haben sich das Verdienst erworben, diese herrliche Frühlingspflanze nach Europa zu bringen. . . Der „türkische Weizen“ nun, der Mais, gelangt in unseren Breiten nicht mehr zur Reife; die hohen grünen Stengel ergeben aber ein ausgezeichnetes Viehfutter. Die unreifen Maiskolben aber liefern uns ein vortreffliches Gemüse, das Feinschmecker schon längst zu würdigen wissen und für dessen Zubereitung in jedem Kochbuch genaue Anweisungen erteilt werden. Der Anbau dieser wertvollen Nutzpflanze ist also bei uns, und zwar in weit höherem Maße als dies bisher geschehen ist, sehr empfehlenswert.